

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Josef Vaskowicz, der Sohn des Schmiedes, hatte lange durch die trüben Scheiben gesehen. Jetzt stand er auf und humpelte mühselig nach der gegenüberliegenden Wand. In einem trogartigen Gefäß lag ein Bündel weißer, geschälter Weidenruten im Wasser. Er bückte sich herab und nahm eine der Ruten auf. Prüfend bog er sie hin und her. Sie war durch das halbstründige Wässern elastisch geworden.

Da senkte Josef Vaskowicz und setzte sich an die Arbeit.

Das Zimmer war klein, und wenig nur stand darin. Ein derber Tisch, zwei, drei kräftige Stühle, ein Bett, und auf einem weiteren Stuhl eine zimmerne Waschkübel. Im Ofen prasselte das Feuer. Davor, hoch aufgeschichtet, lag auf dem hartgestampften Lehm Boden Brennholz, und gleich dabei ein großer Posten Weidenruten, manche geschält und gebleicht, manche noch mit der Rinde darum. Mannigliches Handwerkzeug lag in der Nähe, nicht sauber geordnet, sondern grad eben beim Verlassen der Arbeit hingeworfen. Da war die hölzerne Zange zum Schälen, der Reißer zum Zerspalten der Ruten; seltsam geformte Hobel und hölzerne Formen trieben sich daneben herum. Von der Unordnung, die an dieser Wand des Zimmers herrschte, strach um so merkwürdiger die Ordnung ab, in der andere Gerätschaften am Fenster aufgestellt waren. Auch dort Handwerkszeug, aber es diente nicht der Korbarbeit. Neben größeren und kleineren Klößen weichen Linden- und Birnbaumholzes gab es da verschiedenes Steinh- und Stachzeug, wie es die Bildschnitzer brauchen. Eins der Hölzer zeigte schon die Spuren der ersten rohen Bearbeitung. Auf dem Fensterbrett selbst stand eine fertig geschnitzte Madonna. Es war die übliche Arbeit, wie sie dörfliche Künstler liefern. Das Gesicht mit starrem Ausdruck, ganz ohne Leben und Lieblichkeit. Nur die Falten des Gewandes fielen leidlich schön.

Josef Vaskowicz hatte inzwischen mechanisch seine Arbeit begonnen. Ziemlich rasch klocht er den Boden des Korbes. Dann sanken seine Hände vor, und sein Blick, der noch eben gleichgültig über die weißen Ruten geglitten war, sah seltsam verträumt nach draußen. Die Sonne kam durch die Wollen; in den trüben Scheiben lag ein schwacher goldener Strahl. Dazu sang das Feuer, und nebenan fiel dumpf der Hammer auf den Amboss — der mächtige Hammer, den Michael Vaskowicz, der Schmied von Kasgora, schwingt.

Josef war von Kindheit an so daran gewöhnt, daß er's kaum noch hörte. Nicht Hall und Schall weckten ihn, wenn er träumte. Und die Träume durchwoben ja sein ganzes Leben, durchwoben es Jahre und Jahre schon. Mit jedem wurden sie schöner, farbiger, heißer — mit jedem baute sich das geheime

Märchen weiter, dessen Held er selber war, das er jede Stunde durchlebte, das ihm sein Dasein erhellte, und das doch niemals, niemals zu Ende kam.

Draußen rollte jetzt ein Wagen vom Schlosse her die Chaussee entlang. Rascher, als irgend jemand es ihm zugeraut hätte, war der Krüppel aufgesprungen und ans Fenster gestürzt. Er sah nichts mehr; nur die beschneite, sonnenbeschienene Straße, die Felder drüben, den Kiefernwald. Da rieb er sich die Augen und legte dann die Hand darüber. Sein sonst blaßes, abgefallenes Gesicht war leicht gerötet, und die Brust atmete kurz und heftig.

In der Schmiede nebenan war der Schlag der Hämmer jetzt verstummt. Gleich darauf tönten schwere, ungleichmäßige Schritte im Nebenraum. Michael Vaskowicz, der Schmied, machte Frühstückspause. Eine dicke Schnitte Brot mit einem Ende Räucherwurst dazu in der einen, das aufgeklappte Taschenmesser in der anderen Hand, so erschien er bald darauf vor seinem Sohne. Sein Gesicht war beruht, das lederne Schurzfell hing ihm um die Hüften.

„Hast schon gegessen, Zischu?“ fragte er in seiner rauhen Art.

Der Krüppel schreckte auf.

„Ich habe keinen Hunger, Vater.“ Dabei beugte er sich ganz auf seine Flechtarbeit und hantierte eifrig daran herum. Das Gesicht des Schmiedes sah immer finster aus; jetzt ward es noch finsterner. Fast heftig fuhr die Klinge des Messers ins Brot.

„Es ist dafür gesorgt, daß ich's nicht vergesse,“ murmelte er. Und lauter: „Von der Lust lebt kein Mensch. Das geht nun Tag für Tag so. Und der Josef Vaskowicz wird ein Mann dabei, den ein Kind unpusket.“

Er setzte sich schwer auf einen Stuhl und legte die Faust auf den Tisch.

„Als ich so alt war wie du,“ sprach er, „hab' ich gewünscht, daß der Heilige, der so riesenhaft stark war und das Christkind trug, vom Himmel käm', um mit mir zu ringen. Gott vergeb' mir die Sünde: es war lästerlich. Aber wo ich auch hinkam, ich hab' keine Faust gefunden, die besser hieb wie meine, und keinen Arm, der stärker war. 's war mein Stolz als junger Kerl, und schämen tu' ich mich noch heut' nicht drum! Deine Mutter selig war nicht anders. Hab' sie zum erstenmal gesehen unter den anderen Mädchen, da lacht sie und nimmt die beiden schweren Wassereimer hoch — sie waren ganz vollgefüllt — und lacht wieder und läuft damit, als wollt' sie zum Tanz. Die anderen denken, sie können's auch; aber nach drei Schritten müssen sie die Eimer hinsetzen, daß das Wasser überschwappt. Da hatt' ich die Frau, wie sie für einen Schmied paßt. Und der Junge, denk' ich, wird so stark werden wie wir zwei zusammen, und wenn er und ich die Hämmer sausen lassen, fühlt es das Eisen, daß zwei Vaskowicze darüber sind. Hopla, Freunde, und jetzt? Warst ein Bub wie kein zweiter, nicht satt zu kriegen, und wild wie der Teufel. Und hast du den anderen Löcher in den Kopf geschlagen, so zog ich dir

die Hosen stramm und hieb wohl nach Kräften; aber bei jedem Schlag hat mir das Herz im Leibe gelacht, daß ich so einen Jungen hab'."

Er schwieg, das Haupt gesenkt, die Brauen in Schmerz und Haß zusammengezogen. Die Faust, die auf dem Tisch lag, zuckte; man sah, wie die Muskeln schwellen. Zischu, der Krüppel, hatte sich immer tiefer auf die Arbeit gebeugt, seine Finger flogen fast vor Uebereifer. Die schmale Brust zusammengebrückt, die Wangen jetzt wieder etwas rot, saß er da und flocht. Dann krachte der derbe Tisch unter einem wilden Faustschlag. Michael Laszkowicz, der Schmied, erhob sich.

"Hopla, Freundschen, und jetzt?" rief er noch einmal, während ein finsterner Blick zu seinem Sohne hinüberflog, — „jetzt hab' ich einen kranken Schwächling, der Körbe flücht, dem die Hämmer zu schwer sind, der Tag und Nacht sinniert! Und alles nur deswegen, deswegen!"

Er hob beide Fäuste und schüttelte sie drohend nach der Richtung, in der das Schloß lag. Dann wischte er mit dem Arm über die Stirn.

„Das böse Blut,“ murmelte er, „es kommt immer wieder und frißt mich noch auf.“

Brummend schritt er in die Schmiede zurück. Aber er fing nicht gleich an zu arbeiten; er stützte sich auf einen der schweren Vorschlagshämmer.

Es war sein Groll die ganzen Jahre lang. Er konnte es nicht verwinden, daß gerade sein Sohn der Dorfkrüppel sein sollte, daß gerade er, der starke Michael Laszkowicz, solch ein schwachbrüstiges Hühnchen zum Kind besaß. Daß Zischu lehmte, war ein Unglück, aber er hätte sich damit ausgeöhnt, hätte dem Baron vielleicht langsam verziehen. Ein lahmer Schmied war immer noch besser als gar keiner, und der Arm war in der Schmiede nötiger als das Bein.

Was ihm jedoch gar nicht in den Kopf wollte, das war die langsame Wandlung, die mit seinem Buben vorgegangen war. Da versagte seine Weisheit vollständig. Wo war die Kraft und Wildheit und fröhliche Frische geblieben? Sie steckte doch nicht im Bein! Und trotzdem war nach dem Unglück ganz allmählich der Zischu ein anderer geworden. Ob das lange, einsame Liegen im Bett schuld war, ob was anderes — er verstand es nicht. Zuerst dachte er: Wenn der Junge erst wieder gesund ist! Aber er ward gesund, und doch blieb's die alte Geschichte, ja, es ward nur noch schlimmer.

Es entwickelte sich dieses Sinnieren in Zischu, dieses Vorsichtsträumen. Je stärker es ward, um so mehr suchte der Bursch die Einsamkeit, um so weniger nahm er Anteil an allem. Nur sein Körper lebte hier gleichsam in der Schmiede, sein Geist war anderswo. Wo, das wußte selbst er, der eigene Vater, nicht. Vielleicht hätte Michael Laszkowicz die Achseln auch darüber gezuht. Doch als persönliche Beleidigung faßte er es auf, daß Zischu mit der Zeit immer weniger aß, daß sein Gesicht immer blässer und durchsichtiger, sein Körper immer schmäler ward. Die Träume schienen ihn aufzuzehren.

„Die Leute haben lose Mäuler,“ sagte Michael Laszkowicz, „und lose Mäuler reden viel. Der Teufel weiß, ob sie nicht flüstern, ich gönne' meinem Einzigen das Gessen nicht.“

Dazu kam noch der gewisse dumpfe Groll und die Abneigung des Robust-Gesunden gegen dieses langsame Hinfliehen. In Blick und Wort kam dieser Groll oft genug zum Ausdruck. Und doch lebte in Michael Laszkowicz eine Heue, täppisch-blumpe und tiefe Zärtlichkeit für den Sohn, die sich nur nicht ausdrücken konnte, mit der er sich abquälte, die sich selten nur, wie ein Dieb, nach außen schlich.

Er stand noch immer auf den Hammer gestützt neben dem Amboss. Das Ende seiner schweren Gedanken war doch immer das gleiche: er verstand die Wandlung in Zischu nicht, aber seit dem Unglück war sie langsam hervorgetreten und gewachsen, also war das Unglück, war der Baron daran schuld. So schloß er auch heut'. Und wie jedesmal packte er in wilder Wut dann den schweren Hammer fester, schwang ihn übers Haupt und ließ ihn herabsausen, daß er mit aller Gewalt niederfiel. Ihm war, der alte Baron Grafniak lag' auf dem Amboss, und er drückte eine Viertelstunde zudrücken.

Das war sein Trost, seine Wonne, das gab ihm das Gleichgewicht wieder. Und diese Schläge hörte das ganze Dorf. Auch Josef Laszkowicz hörte sie nebenan. Er erkannte die Stimmung seines Vaters daraus. Und jetzt störten sie ihn doch. Unschlüssig bliede er umher. Die Sonne war voller in die Fenster gekommen; selbst der Lehmboden erhielt etwas ab-

Da ging ein kurzes Leuchten durch Zischus Augen. Er zog sich wärmer an, setzte die Mütze auf und entnahm dem Handwerkszeug ein Stechisen. Dann schritt er fast schein hinaus.

Er sah nicht rechts, nicht links. Als er von der Chaussee abbog — noch vor dem Schlosse — hörte er plötzlich eine Stimme, die ihn anschauen ließ.

„Wart' ein Weilschen, Sohn deines Vaters, die Nation hat länger gewartet und kommt auch zurecht. Herrlich steht sie auf, und Jan Hebda war ihr Prophet schon vor dreißig Jahren.“

Ein kleines, seltsames Mäunchen packte ihn vorn am diden Mantel. Es war Jan Hebda, früher Schulmeister, aber wegen seiner maßlosen revolutionären Agitation von der Regierung abgesetzt. Seitdem lebte er in Kaszora und dem benachbarten Schuldorf, wie es ihm gerade paßte. In beiden Dörfern hatte er Unterkunft in einer elenden Barade. Er kannte einige Kräuter und erteilte ärztlichen Rat; daneben war er Winkeladvokat, Schreiber, Privatlehrer, der für ein Mittagessen den Kindern eine Nachhilfestunde gab oder den Bauern die Zeitung vorlas. Auch half er wohl mal bei der Obsternte und den leichteren Gartenarbeiten. Damit fristete er ganz gemächlich sein Leben.

„Was guckst du mich an, Josef Laszkowicz!“ krächzte er jetzt weiter und schüttelte den Kopf. Die weiße Konfederatka mit der schwarzen Pelzverbrämung saß pudig genug auf dem langen, ungeschnittenen Haar. „Was meinst du zur Welt? Was sagst du, wie die Flammen lodern?“

Zischu schüttelte den Kopf. „Ich versteh' Euch nicht, Jan Hebda. Wo lodern die Flammen? Ich kenn' nicht viel von dem, was vorgeht.“

Das kleine, behende Mäunchen pendelte förmlich hin und her und sprang, elastisch wie ein Tänzer trotz seiner 55 Jahre, vor Zischu auf und nieder.

„Haha! Die Flamme steht rot am ganzen Himmel, so weit er ist, und dieser hier sieht sie nicht. Und der Sensenschwung geht durch die Welt — hu, wie schneidet der Stahl die Lehren, volle und taube miteinander! Das rauscht Tag und Nacht, und das fällt und fällt — und du hörst es nicht!“

Er riß ein Zeitungsblatt aus der Tasche, den „Dziennik Poznański“, und suchte damit in der Luft herum.

„Josef Laszkowicz, die Freiheit ist so alt wie die Welt und jung wie diese Stunde. Wenn sie ihr Banner entrollt, warum marschierst du nicht? Und das Banner flattert neu jetzt für Polen und ruft dich. Warum stehst du noch hier? Warum gehst du diesen Pfad, anstatt drüben den zu gehen, wo der Feind steht?“

Es flog halb wie Stammen über das bleiche Gesicht. Seine Hand schlug den Mantel zurück.

„Mit meinem Fuß?“ fragte er nur.

Jan Hebda schlug sich vor die Stirn. „Der Sensenschwung geht durch die Welt, gewöhne dich daran, daß die Lehren fallen. Hast recht, Söhnchen, Krüppel brauchen sie nicht. Aber sie brauchen Männer, Männer. Und wenn die Männer kämpfen, so sollen die Krüppel und Greise, die Weiber und die Kinder in den Kirchen knien und beten um den Sieg! So war's 1830, so war's 1848, so soll's jetzt sein, 1863, im Jahre des Heils, wo die Freiheit aufsteht zum drittenmal, blutrot. Und Jan Hebda war ihr Prophet!“

Er drehte sich auf dem Absatz. „Halt' mich nicht auf, Söhnchen, die Zeit ist kurz.“

Und im Nu war er fort, denn er hatte auf der Chaussee einen Bauern bemerkt, dem er in kurzen Sprüngen nachlief. Zischu Laszkowicz hörte noch sein helles, krächzendes Rufen: „Wart' ein Weilschen, Sohn deines Vaters!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Hohe Mark im Taunus.*)

Oberursel war der Hauptort der Hohen Mark, die sich zwischen Homburg, Oberursel nach Reichenberg erstreckte und auch den Feldberg umfaßte. Schon bevor Kaiser Heinrich die „comites sylvestres“ oder „Waldbotten“ (Forstgrafen) über die alte Reichsforst setzte, hatte die Hohe Mark eine geschichtliche Vergangenheit, die sich bis in die älteste Sage verliert. Der sagenumwobene Brunnhildisfels auf dem Feldberg besteht aus einer höheren Felswand, die auf frühere Steinwälle hindeutet. Ob derartige Bauten als Kampfbefestigungen angelegt wurden, ist nicht zur Gewißheit

*) Wir entnehmen diesen Beitrag dem ortsgeschichtlich wertvollen Buche von Siegfried Raissauer: Burg und befestigte Siedelung um Frankfurt a. M. Verlag der Goldsteinischen Buchhandlung, Frankfurt a. M.

gekommen, sie wogen vielmehr zur Erleichterung des Zugangs bestimmt, als Zufluchtsstätten und zur Vergung der Geräte, Waffen, Gerden und Nahrungsmittel gedient haben. Die einfache Bauweise der in der hohen Mark noch vorhandenen Reste von Ringmauern deutet darauf hin, daß diese Schutzwälle schon der Zeit vor der Römerherrschaft angehörten, wenn sie auch in späteren Jahrhunderten noch benutzt worden sein mögen. Der Altkönig, dieser schönsten Berg des Taunus, der die markantesten Ringwälle aufweist, gehörte zur Cronberger Mark. Jedenfalls aber standen die Befestigungswälle der hohen Mark in Beziehung zu den Verteidigungswerken des übrigen Taunus. Die ersten Spuren von Gräben, die den nach dem Altkönig hinaufziehenden Weg begleiten, sind nördlich von Höchststadt jenseits der Straße zu finden, die von Oberursel nach Cronberg führt. An dem Weg, der von Oberursel, unter den Cusines-Schanzen her, nach dem Weisberg sich hinzieht, befinden sich verfallene Ringwälle; ein weiterer Steinwall geht nordwärts nach dem Urselbach. Beide Schutzwehren haben wohl zum Schutze von Ursel, Stetten und Bommersheim gedient.

Wenn diese Befestigungen auch nicht als Verteidigungswerke, sondern als Zufluchtsstätten errichtet waren — denn die Germanen zogen es immer vor, den sie bedrängenden Feind in offenen Feldern anzugreifen — so haben sie doch jedenfalls den Römern mit Veranlassung gegeben, ihre Bauten in der hohen Mark zur Befestigung ihrer Herrschaft und gegen Einfälle in ihre Linien auszuführen. Überall finden sich Reste von Türmen und Kastellen zur Seite des römischen Pfahlgrabens.

Die bedeutame Geschichte der großen Waldgemeinschaft Hohe Mark hat Dr. Friedrich Scharff im Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst 1862 anschaulich behandelt; einiges ist daraus wiedergegeben:

„Somburg trat an die Stelle der Saalburg, als diese verfiel; und die Römerstraße nach der Niederlassung an der Nidda führt seitwärts an Somburg vorüber. Ursell und wahrscheinlich auch Stedten sind älter als Somburg, die Märkerdinge der hohen Mark blieben in Oberursel, auch als Somburg den Vorzug erlangt hatte. Die Dörfer waren die ältesten Niederlassungen, weit später entstanden Somburg, Cronberg und Königstein, später noch die Stadt Frankfurt.

Nach den Römern kam die Völkerverwanderung und nicht lange nach dieser, im achten und neunten Jahrhundert treten in überraschender Weise eine Menge von Dörfern auf, welche geordnet Eigentums-, Gemeinde- und Kirchen-Verhältnisse besitzen. Es ist nicht denkbar, daß dies alles in der verhältnismäßig kurzen Zeit nach der Völkerverwanderung geschaffen worden sei, es muß seit Jahrhunderten schon sich herausgebildet haben. Vor der diesen Zeiten war eben die Schrift unbekannt, alle rechtlichen Verhältnisse wurden in Volks- oder Gemeinde-Versammlungen mündlich geordnet, im Gedächtnis der Umstehenden wurden sie bewahrt. Die Römer schrieben nur über das, was sie selbst betraf, und ebenso im neunten und zehnten Jahrhundert die Geistlichen wieder. Alle, oder doch fast alle Mitteilungen über Dörfer aus der genannten Zeit beziehen sich auf Schenkungen, welche an Kirche und Klöster gemacht wurden, sie wurden schriftlich niedergelegt, und so finden wir sie heute noch in den ältesten Schrifturkunden, zugleich mit den Namen der betreffenden Orte, die damals niedergeschrieben, nicht aber zuerst genannt worden sind.

Hier bietet uns nun die hohe Mark ein merkwürdiges Beispiel für die Fähigkeit, mit welcher in Berg und Wald die Sitte haftet, um so interessanter als es dieselben Menschen sind, welche in ihren staatlichen oder bürgerlichen Verhältnissen dem gewaltigen Strome der Zeitverhältnisse folgen, die Einen diesem, die Andern einem andern Staate zugeteilt werden, daneben aber in allen Verhältnissen, welche sich auf ihren Wald beziehen, durch Jahrhunderte und Jahrtausende an der uranfänglichen Sitte festhalten. Denn die hohe Mark faßte nur Wald in sich, an diesem hatten die betreffenden Genossen Anteil, die Gewässer werden nirgends als Nutzungsanteil erwähnt, die Wiesen waren von der Gemeinschaft ausgeschlossen. Diese Gemeinschaft machte jede Ansiedlung im Walde selbst unmöglich.

Die hohe Mark blieb dieselbe bis in die ersten Zeiten des 19. Jahrhunderts; sie war aber auch höchst wahrscheinlich viele Jahrhunderte bereits in derselben Verfassung gewesen, wie wir sie in der ältesten Urkunde darüber, in dem „Weistume“ von 1401, vorfinden. Zu allen Zeiten haben die Märker auf das uralte Herkommen sich berufen, und haben daran festgehalten in unwichtigen sowohl wie in wichtigen Sachen. Eine sehr beachtenswerte Tatsache macht es wahrscheinlich, daß die hohe Mark über die Zeiten der Römer hinaufreicht, die Zusammengehörigkeit nämlich der Bewohner diesseits ebenso wie jenseits der Höhe und des Pfahlgrabens. Die hohe Mark stand gleichmäßig zu den Bewohnern von Somburg, Stedten und Ursell wie von Reiffenberg, Arnoldsheim und Bronsbach; und sie umfaßte Wälder der Gegend ebenso wie die Waldbezirke auf dem süßlichen Abhang des Taunus.

Es ist nicht möglich, genau den Bereich der hohen Mark anzugeben, da sich viele Streitigkeiten im Laufe der Zeiten über die Grenzen erhoben, und diese Streitfragen noch zuletzt die Teilung der hohen Mark nicht wenig erschwert haben.

Die Gemeinden, welchen die hohe Mark zustand, waren im Laufe der Zeit verschiedenen Herren unterworfen worden, in Betreff ihrer Mark aber waren sie selbständig geblieben, keinem Landesherren untergeben. Am St. Katharinentage versammelten sich alle auf dem Märkertag oder Märkerding zu Oberursel auf der Aue,

um dem königlichen Waldboten oder Waldpot seine Herrlichkeit und der Mark Rechte zu „weisen“. Solche Weistümer in protokollarischer Form sind mehrere aufbewahrt, das älteste aus dem Jahre 1401. Im Weistum von 1484 werden „die Edlen, Ritter und Amtleute, Räte- und Seubboten, welche zu dem Märkerding erschienen waren, darunter auch der Stadt Frankfurt und der Ritterschaft von Reiffenberg Amtleute und Räte angegeben. Waldpot war der Edel Herr Gottfried, Herr zu Eßlein und Mungenberg, Graf zu Diez; er war mit sämtlichen Sr. Gnaden Amtleuten und Räten erschienen und ließ die große versammelte Menge, Schultheißen, Süßner und Landmann, welche in die Mark gehörten, zu Hausen zusammentreten, das Märkerding hegen und der Mark Recht dann endlich weisen. Damals baten die Märker und Landleute solche Eide ihnen zu erlassen, da in vielen Jahren der Mark Recht und Rüge eines Waldbotten Herrlichkeit nicht geweißt worden, und der Alten, die das mehr gesehen und gehört hätten, gar wenig am Leben; sie wollten aber als fromme Leute, so viel ihnen von den Alten kund gethan, die Weisung thun. Danach wurde dann auch der Eid abgeändert, sie schwuren: daß sie der Mark Recht und Rüge, so wie sie es von den Alten gehört, weisen wollten.“

Dies Weistum von 1484 zeigt nun, wie damals schon die Schreibung über die Mündlichkeit Oberhand gewonnen. Die Märker überrichten ein „Verzettelung“, welches nach ihrer aller Angabe von Simeon Benschheim, wohnhaft zu Ursel, aufgesetzt worden.

Für mutwillige Beschädigungen des Waldes galten damals noch die alten rohen Strafen; wer einen Baum schelete, dem wurde ein Darm aus dem Leibe gezogen und an den Baum gebunden, und so lange wurde der Schädiger um den Baum geführt, die beschädigte Stelle mit dem eigenen Eingeweide zu verhüllen, bis er zusammenstürzte. Wer die Mark freventlich anzündete, den soll man, so besagt das Weistum, dreimal in das größte und bidest Feuer werfen; kommt er daraus, so ist der Frevel gebüßt.

Es läßt sich gar manches noch darüber anführen, wie der Märker gleichberechtigt mit den Edeln war, diese war die Erstes unter Gleichen sein sollten. Auf den Märkerdingen wurden die Märkermeister gewählt; sie waren aus den Edeln zu nehmen, mochte man diese nicht haben, aus den Priestern, mochte man diese nicht haben, aus den Landleuten, die dazu die besten wären. Die erwählten Märkermeister hatte der Waldpote zu bestätigen und sie schweben zu lassen, der Mark getreulich vorzustehen, und gleich damit umzugehen den Armen wie den Reichern. Auf dem Märkerding von 1484 läßt der Waldpot das Bedenken stellen, es sei der Katharinentag wegen häufigen Frost und Regens und der kurzen Tageszeit ein bequemer Tag, sofern es den Märkern und Landmann geliege, so wolle er den Festtag abändern auf Mittwoch nach Pfingsten; und als Märker und Landmann darin auch Gefallen hatten, ward darauf von seiner Gnaden mit Einwilligung der Märker und Landmann die Abänderung beschloffen.

Es zeugt von dem hohen Alter der Kultur dieser Gegend, daß zu Anfang des 15. Jahrhunderts nicht wenige Dorfschaften, die ansehnliche Felder zur Bebauung gehabt, bereits wieder untergegangen und verschwunden sind. Es müssen gewaltige Stürme oder andauernde Bedrängnisse oder Siechtum die Veranlassung dazu gegeben haben. Nicht bei Somburg liegt das Deuchelsheimersfeld, nordöstlich das Willkommshäuserfeld und der Dillinger Berg, bei Oberursel der Häuserhain und der Häuserweg. Von allen diesen Ortsschaften ist bereits im Jahre 1401 nicht mehr die Rede. Gattenhofen und Mittelursel verschwanden vollständig, d. h. so, daß kein Berechtigter mehr bei den Märkerdingen aufgerufen wurde, erst im Laufe der nächsten 80 Jahre. Um diese Zeit auch Dorreholzhausen (Doruholzhausen). Niederstedten wurde im 30 jährigen Krieg verwüstet, ein Rest der Einwohner zog nach Somburg, bestielt aber seinen Schultheiß und Gericht; es wurde alljährlich bis in die neueste Zeit unter der Linde im Niederstedter Feld geheget, und der Schultheiß hatte noch Stimme auf den Märkerdingen der hohen Mark.

Es ist nicht unwichtig, zu verfolgen, wie allmählich die Bedeutung des gemeinen Märkers in den Hintergrund trat, wie die Ortsvorsteher, die Schultheißen, und unter diesen wieder diejenigen der fünf Hauptstellen: Somburg, Bonames, Oberursel, Braunheim, Reiffenberg, auf den Märkerdingen und außer denselben das Wort führten und die Berechtigten mehr und mehr vertraten, endlich, wie die Landesregierungen sich einzumischen suchten, dabei aber mit der Würde des Obristen Märkers und Waldpotten in manchen Strauß geriethen. Bereits auf dem Märkerding von 1545 wurde eine Ordnung zur Beschlußnahme vorgelegt, deren Fassung einem Ausschuss übertragen war, in welchem neben Somburg und Königstein auch Solms, Danau, Muffenberg (Reiffenberg) und andere Dynastien, auch die Stadt Frankfurt vertreten war, letztere durch Justinian von Holzhausen, Johann Bölder den Jüngeren und Georg Bellersheim, Amtmann zu Nibern-Trlebach (Nieder-Erlenbach).

Die Geschichte der hohen Mark gibt uns manchen Aufschluß über die Kulturgeschichte überhaupt. Im Jahre 1674 wurde auf dem Märkerding darüber geklagt, daß durch Aufrihtung vieler Hopfengärten die Mark sehr ruiniert worden sei, es wurde die Verwendung von Büchsenhaken durchgehends verboten. Wenige Jahre nachher, 1678, wurde auch das Tobaktrinken (rauchen) im Walde bei einem Reichstaler Strafe verboten, zur Verhütung des vielfältigen Schadens wegen Anfechtung der Bäume. Es blieb dies ein stehendes Verbot, das so wenig beachtet wurde, wie ähnliche

Polizeiverordnungen in Frankfurt. Ein jeder tabelte wohl die schlaffe Handhabung der Gesetze, aber sich selbst denselben zu fügen, daran dachte keiner. Und doch konnte die große Freiheit, welche die beteiligten Gemeinden oder die Märker in der hohen Mark genossen, nur erhalten bleiben bei strenger Aufrechterhaltung der Gesetze. Achtung vor denselben war und so nötiger, als bei der herrschenden Gemeinschaft zu befürchten stand, daß der einzelne nicht geneigt sein werde, für diese Gemeinschaft Opfer zu bringen, wohl aber dieselbe in seinem eigenen Interesse möglichst auszubeuten. In den Jahrhunderten der Erschlaffung, wo man den Mut nicht mehr hatte zu strafen, um das Gemeinwesen zu retten, wo keiner dem Gemeinbesten sich unterordnete, jeder aber unbehelligt seine Freiheit genießen wollte, da wurde das Gesetz Gegenstand des Spottes und der Verachtung, und die Freiheit wurde zum Nichts.

Der Wald war verödet, die Markgenossenschaft bedeutungslos geworden, doch wurden die alten Formen und Zeremonien aufs gewissenhafteste beobachtet. Noch immer wurde bis in die letzten Zeiten das Märkerding damit eingeleitet, daß der Markschreier, ein Oberförster oder Förster, mit einer Büschbüchse den Anwalt von Domburg abholte. Sie ritten nach 8 Uhr auf Oberursel und wurden von dem Tücker mit Fahne und Trompetenschall angezeigt, am Tore von einer Ehrenwache begrüßt. Nach eingenommenem Frühstück zogen der Anwalt mit den Rätlermeistern und Schultheißen durch das Untertor nach der Aue; der Markschreier mit der Büschbüchse voran. Auf der Aue befand sich Domburger Mannschaft, gewöhnlich 20 Bürger, welche in Front saluтиerten, unter den Linden einen Kreis schlossen. In diesem trat der Anwalt mit den Markmeistern, den Schultheißen, Markschreibern und dem Markschreier. Der Anwalt stieg zu Pferd, hieß den Markschreier die Anwesenden aufrufen und begab das Märkerding „mit allen seinen Solemnitäten und wohlhergebrachten alten Gebräuchen“. An die Stelle der abtretenden Markmeister wurden neue, gewöhnlich aber dieselben, wiedergewählt, von dem Anwalt verpflichtet oder an die bereits früher übernommenen Pflichten erinnert. Das Protokoll wurde im Felde oder im Markhäuschen niedergeschrieben. Der Anwalt stieg wieder zu Pferd und ließ verlesen, was der Mark zum Besten verordnet worden. Hierauf wurde in der Regel das Märkerding geschlossen. Der Zug ging zurück nach Ursel, es wurde am Tor wieder saluтиert und eine Salve gegeben, alsdann aber, wie bereits im Protokoll angedeutet worden, verfügte man sich „in aller Freundschaftlichkeit zu dem beim Herrn Markmeister zubereitetem Mittagmahl“.

„Die Frevler man anbringt und strafft,
Wodan hernach wird angehafft
Ein wohlbestelltes Tractament.
Man ißt und trinkt bis an das Endt.
Ein Willkommsheder ist vor die,
Welche beim Tractament noch nie
Geweisen, der drei Schoppen halt:
Den muß man trinken alsobaldt
In einem Zug und zeigen an
Das Wahrzeichen so unten dran.“

Bücherisch.

— Alfred Bratt: Die Welt ohne Hunger, Roman, geh. M. 4.—, geb. 5.—. Erich Reiß Verlag. Hier hat ein Neuer, dessen Namen man sich merken wird, ein Problem behandelt, das von internationaler Bedeutung ist. Die größte und im weitesten Sinne aktuelle Menschheitsfrage — die Welternährung — hat hier überraschend grandiose Gestaltung gefunden. Es ist die Geschichte eines Chemikers, der als Erfinder und Mensch die Erde vom Hunger befreien will. Er versucht dies mit einem Erndtungspräparat, das als „Welcher Würfel“ die Welt auf den Kopf zu stellen droht. Die Entwicklung dieser Idee, ihre Verwirklichung und ihre ins tiefste gehenden Folgeerscheinungen vereinigen sich zu einem Gemälde, auf dem alle Farben des modernsten Zeitalters mit größter Schärfe leuchten, zu einer Musik, die vom Bass bis zum Diskant aus dem Riesenarchitektur der arbeitenden, ringenden, leidenden und genießenden Menschheit tönt. Arbeitslose und Trübsinn, Politik und Zeitungsweisen, Macht, Verbrechen und Glanz begegnen sich, mit seltener Plastik und Kühnheit dargestellt, auf den verschiedensten Schauplätzen der Erde: im Nebel und Kohlendunst der Handelsstädte, in europäischen und überseeischen Großstädten und auf dem Meere. Es ist selten genug, daß trotz solchen Riesenangebotes an wechselnden Schauplätzen und hineinziehenden, die ganze Menschheit aufrüttelnden Massendemonstrationen doch das Gesicht der einzelnen Hauptfiguren durchaus innerliches Leben hat. Und ist es wirklich ein Vorzug, daß ein großzügiger Roman bei dem Leser auch äußerliche Spannung bis zur letzten Seite auslöst, so zeigt dies Buch, wie man spannend sein und doch dabei auf literarischer und künstlerischer Höhe bleiben kann.

— Der flammende Baum. Neue deutsche Märchen von Frida Schanz. Mit Bildern von Steiner-Brag. (Verlag von Ullstein & Co., Berlin.) — Neue Märchen von Frida Schanz, erfüllt von der ganzen, ganz zur kindlichen Phantasie sprechenden Symbolik des Landes „Aus den alten Zauberbrömmen“. Mitten im Kriege erscheint das verjüngerte Buch, dem die Verfasserin die Worte mitgibt: „Ordnungen und Notwendigkeiten der Welt spiegeln

sich mir in dieser Märchen Gleichnissen und Ausgleichen. Wie wenn ein wilder Rinderschwarm sich zu Paaren stellt und in schönen Reigentänzen schreitet.“ Von den unschuldigen Kleinen erzählt Frida Schanz, die mit dem Rattenfänger im Berg verschwanden, und von ihrer Rückkehr zur lichten Außenwelt, von der Meerjungfer, die falsch sang, von Elfen und Feingelmdämonen, von Rose und Schmetterling, von Jungfer Blütenstaub und der Glückserbse; und immer weiß sie, wo sie einen überkommenen Stoff nimmt, ihn mit feinen Händen wiederum zu befehlen.

— Eine deutsche Zarin. Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Herausgegeben von Wilhelm Rath. Mit 5 Bildnissen. Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ehrenhausen bei München. Viegsam kart. M. 1,80. Geschenknäßig gebunden M. 3.—.

— Loebell, Marg.: Vom Seelchen Roselind. Roman eines liebevollen Herzens. Geheftet M. 3,50, in Kohleinen gebunden M. 4,50. Verlag Ed. Focke's Buchhandlung, Chemnitz.

— Walther Weibel: Herren, Bauern und Beamte. Russische Satiren von Ruffen. Preis 1 M. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.) — Der unheimlich wichtige und treffsichere ironische Inhalt dieses Büchleins gibt klarere Einblicke in die russische Volkseele als mancher umfangreiche Band, der diesem Thema gewidmet ist. Es vereinigt eine Anzahl von Skizzen, die während des Krieges in der russischen Presse erschienen sind; sie erörtern die großen Fragen, die der Krieg neu aufgerollt oder schärfer beleuchtet hat, in der dramatisch zugespitzten Form der schonungslosen, alles Menschliche aber mit einem Lächeln entschuldigenden Satire.

— Blut und Eisen. Kriegsnovellen von Franz Xaver Rappus. Preis 1 M. 50 Hg. Julius Hoffmann Verlag, Stuttgart 1916.

— „Wie unsere Gegner den Krieg sehen.“ Bilder vom Kriege, aufgenommen von unseren Gegnern. Gesammelt und mit einer Einleitung herausgegeben von Erich Schontek. Ein Quartband mit 200 Bildern. Verlag Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig und Berlin. Gebunden M. 2,60. — Wie unsere Gegner den Krieg sehen, will das uns vorliegende gediegen ausgestattete Bildwerk zeigen. Es läßt in rund 200 hervorragenden Reproduktionen das Kriegs- und Heimatleben in den Ländern der Entente am Vorkauer vorüberziehen und gibt damit einen tieferen und wahrheitsgetreueren Einblick in die Feindesländer als das geschriebene Wort es vermag. Denn nicht durch die Brille eines neutralen Zeitungsmannes, sondern durch das klare Objektiv des photographischen Apparates lernen wir die Stimmungen und Gefühle der Feinde kennen.

— Weihnachtshilfe für unsere Soldaten hat auch in diesem Jahre der Verlag von Martin Warnke in Berlin wieder herausgegeben und zwar: D. Löhnen: Licht, Liebe, Leben. Ein Wort an die Brüder im Felde. Weihnacht 1916. — D. Dr. Conrad: Zur dritten Kriegswihnacht. Ein Weihnachtsgruß für Heer und Flotte. — Hr. D. Priebe: Das Leben ist erschienen. Eine Weihnachtspredigt für unsere Brüder im Felde. — Hr. Ed. Le Seur: Dennoch! Ein Weihnachtsgruß an unsere Brüder im Felde. — Preis 10 Hg. 100 Seite M. 8.—.

— Meyers Historisch-Geographischer Kalender für das Jahr 1917. 21. Jahrgang. Mit 365 erklärten, die Geschichte des Weltkrieges 1914/16 chronologisch begleitenden Abbildungen, historisch und geographisch denkwürdigen Landschafts- und Städtebildern, Bildnissen, Darstellungen aus dem Gebiete der Literatur, Natur-, Kultur- und Kunstgeschichte, Gedenktagen, Sprüchen, Gedichten und Zitaten, einer Jahresübersicht mit astronomischen Notizen, einem Register und einem Calendarium auf der Rückseite. Als Abreißkalender eingerichtet. Preis 2 M. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

— Maupassant: Der Kreis, der Oden, Der Gel, Clochette, Auf der Reise, Selbstmorde, ist der Inhalt der Nr. 48 der „Weltliteratur“, die zum Preise von 10 Hg. überall erhältlich ist und sich besonders zum Versand ins Feld eignet. Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Färbergraben 24.

— Die Bodenreform. Grundrhythmisches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Ueberwindung der sozialen Not. Von Adolf Damaskus. Zehnte vermehrte Auflage. Verlag von Gustav Fischer in Jena. 490 Seiten. Preis brosch. 3,25 M., vornehm gebunden 3,85 M.

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben

A A E E E E E H I S S S L L R R

derart einzutragen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Griechische Göttin.
2. Ein Tier.
3. Ein Nahrungsmittel.
4. Schmachthatten Fisch.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Sturz bach.